

# Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 7

Gießen, Freitag den 20. Februar 1914.

6. Jahrgang

## Das Frauenstimmrecht ein soziales Recht.

Lange bevor von einer eigentlichen Frauenbewegung mit einem bestimmten Ziel die Rede sein konnte, haben großherzige Zukunftsdenker unter den Vorkämpfern des Bürgertums und geniale Frauen der verschiedenen Revolutions-epochen, die von einem glühenden Freiheitsdrang erfüllt waren, die Forderung der politischen Gleichberechtigung des Weibes mit großem Geschick und starker Energie vertreten.

Es sei erinnert an Olympe de Gouges, die während der französischen Revolution der Erklärung der Menschenrechte, die nur Männerrechte waren, kühn die Erklärung der Frauenrechte gegenüberstellte; es sei hingewiesen auf Mary Wollstonecraft, die Engländerin, die 1792 in einem Werk voll leidenschaftlichen Feuers die Rechte der Frauen forderte.

Unter den frühen männlichen Vorkämpfern für Frauenrechte nennen wir den genialen Utopisten Charles Fourier und seinen Schüler, den französischen Philosophen Condorcet, für Deutschland den Königsberger Oberbürgermeister Th. von Hippel.

Alle diese Verfechter sozialer Gerechtigkeit für beide Geschlechter haben ihre Forderung rein ideologisch begründet, sie reklamiert als ein Naturrecht, das mit jedem Menschen geboren wird.

Man höre, mit welchen Worten Olympe de Gouges ihre Erklärung der Frauenrechte einleitet: „Die Mütter, Töchter und Schwestern, die Vertreterinnen der Nation sind . . . haben beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unantastbaren und heiligen Rechte der Frauen darzulegen.“ Und an einer anderen Stelle: „Die Frau ist frei geboren und an Rechten dem Manne gleich.“ Heute hat die wirtschaftliche Entwicklung, haben die gewandelten Produktionsverhältnisse der ideellen Begründung eine wuchtige materielle beigegeben. Sehen wir zu, worin diese materielle Begründung besteht.

Eine Seite der geänderten Produktionsverhältnisse besteht in der Wandlung der Arbeit und der Stellung der Frau.

Die kapitalistische Ordnung der Dinge machte aus der für den Familienbedarf produktiv Tätigen, die Waren schaffende Lohnarbeiterin. Aus der von der Familie Abhängigen die Selbständige, die vom Ertrag ihrer Erwerbsarbeit lebt. Die Ergebnisse der Berufs- und Gewerbebezahlung vom Jahre 1907 künden uns, wie weit diese Wandlung heute schon vollzogen ist; nach ihr hatten wir 1907 in Deutschland bereits 9 492 881 Frauen und Mädchen, die auf den verschiedensten Gebieten der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, die in den verschiedenen „liberalen“ Gebieten, desgleichen in Kunst und Wissenschaft im Dienste der Gesellschaft schafften.

Diese Zahlen beweisen, in wie hohem Maße die weiblichen Arbeiter zu einem unentbehrlichen Faktor im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß geworden sind.

Damit ist auch der Anspruch der Frau auf politische Gleichberechtigung vollauf begründet; ihre ökonomischen Leistungen geben ihr ein Recht auf Gleichstellung mit dem Manne. Hinzu kommt, daß die unaufhaltsam fortschreitende Entwicklung gesellschaftliche Verhältnisse schafft, in denen das Wahlrecht für die Frauen zu einer unentbehrlichen Waffe, zu einer sozialen Notwendigkeit wird. Erklärlich genug: infolge

der Ausweitung des gesellschaftlichen Lebens, der Schaffung und Vermehrung sozialer Aufgaben für den Staat und der veränderten Stellung der Frau in der Gesellschaft, wird das Interesse des weiblichen Geschlechts durch unendlich viele Fäden verknüpft mit der Politik, mit all ihren Maßnahmen und Einrichtungen. Einfluß zu gewinnen auf all das politische Leben wird zur zwingenden Notwendigkeit für die Frau. Das objektive Recht der Frau ist denn auch seit langem zu einer subjektiven Forderung geworden. Wie könnte es auch anders sein! Die Wandlung in der Arbeit und der Stellung der Frau hat naturgemäß auch eine Wandlung in ihren Anschauungen, ihrem Denken, Wollen und Streben gebracht. Die Welt ist das „Haus der Frau“ geworden, deren Lebenskreis sich stark erweitert hat.

Andere Aufgaben gilt es nun zu erfüllen; die anders geartete Umgebung mit ihren mannigfachen Einflüssen weitet ihren Gesichtskreis, hebt ihren Intellekt.

Befreit von der starken Bindung durch das Heim, eine Bindung, die gegeben war, solange die Familie die wichtigsten Funktionen zur Erhaltung des Lebens ihrer Glieder selbst leistete, kommt die Frau nun erst zum Bewußtsein ihrer Kräfte und Talente, deren Entfaltung und Betätigung jetzt mehr oder minder draußen in der großen sozialen Gemeinschaft, im Wettbewerb mit vielen sich vollzieht. Die Notwendigkeit des Besitzes politischer Rechte tritt um so klarer in das Bewußtsein der Frau, je mehr sie in der Schule des Lebens die Erfahrung macht, daß überall, im Guten wie im Bösen, die Politik in ihr Leben eingreift. Nunmehr erkennt sie im Wahlrecht die wertvolle Waffe, deren sie bedarf, um selbständig ihre Interessen gegen eine Welt dräuender Feinde verteidigen zu können.

Die Erkenntnis, daß die Frau die höchsten Staatsbürgerrechte zu beanspruchen hat, ja daß sie sie besitzen muß, löst das kraftvolle Wollen aus, für die Eroberung dieser Rechte mit leidenschaftlicher Hingabe, mit Energie und Ausdauer zu kämpfen.

Damit wird die Forderung des Frauenwahlrechts in zunehmendem Maße der Ausdruck des Massenwillens, und ihre Erfüllung rückt näher und näher. Unser Frauentag wird Zeugnis ablegen, wie weit die Erkenntnis, daß der Besitz des Frauenwahlrechts eine soziale Notwendigkeit ist, bereits die Massen erfasst hat.

## D. gl.

Eine Karnevalsgehirte von Leo Kollisch.

Dös glaabst! Das war halt einmal ein Abenteuer! Ich verdanke es der chauvinistischen Ueberheblichkeit einiger Kreolenjünglinge. Da sah ich einmal, kurz vor Karnevalsfluß wars, in einem kleinen Ort der argentinischen Provinz San Luis. Dort arbeitete ich seit kurzem in der Eisenbahnerkafeteria, die etwa vierzig Leute beschäftigte. Außer dem rheinländischen Ingenieur war ich der einzige Europäer und fühlte mich sehr wohl in der indianischen und kreolischen Gesellschaft, hatte mir doch erst kurz vorher eine unangenehme Gehirte die Lebensregel „Nur keine Neapolitaner oder Spanier“ eindringlich und überzeugend eingetrichtert.

Also ich bin schon bei der Sache.

Eines Abends hatten wir über argentinische Sitten und Gebräuche debattiert, und ich hatte dabei die Ansicht vertreten, daß ein Europäer überall Vertrauen und Eingang finde, wenn er anständig aufträte. Einige Kreolen widertritten heftig: Ja, die argentinische Gastfreundschaft sei auf der ganzen Welt berühmt, aber über die höfliche Bewirtung hinaus gingen die „Pijos del país“, die Kreolen,

nie! Woraus sich dann eine Wette ergab. Ich behauptete, in vierundzwanzig Stunden in einer feinen Kreolenfamilie vollständig heimlich werden zu können und setzte zwanzig Pesos ein. Hohngelächter der jungen Gauchos; sie setzten vierzig Pesos dagegen, so daß ich also noch ganz hübsch bei dem Vergnügen verdienen würde.

Am nächsten Tage erzählte ich dem Rheinländer Don Gustavo Adolfo Schulze (die Kreolen sagten Schulze) von der Wette, und der war sofort mit bei dem Spaß. Was überhaupt ein feiner Kerl. Dienstlich etwas zugeknöpft, aber ein wohlmeinender Freund und ein lustiger Gesellschafter. Oft sahen wir zwei, er, der Betriebsleiter und ich, der Eisendreher, im einzigen Hotel des Pueblos und kniepten. Gründlich.

Der Karnevalsontag kam heran. Ich zog meinen schwarzen Anzug ans Tageslicht, klopfte den schwarzen Pfeffer heraus, borgte mir von meiner derzeitigen Pflagemama, der etwa dreißigjährigen Witwe Mercedes Anita Gonzalez Herrera ein vorhinflutliches Biigeleisen, Nadeln, Zwirn, besorgte mir als Fleckwasser eine Flasche extra starken Maisbranntwein und renovierte. Leinenwäsche konnte ich in dem Präriehaus nicht aufreiben. Dafür aber gab's ganz brauchbare Papierkragen. Die Kravattenfrage machte mir noch weniger Sorgen. Ein schönes blau und rot kariertes Seidentuch feinsten Sorte (mein Gott, die vierzig Pesos waren doch schon so gut wie mein!) knüpfte ich in zierliche kunstvolle Maschen und der obere Gentleman war fertig. Na und auf die Stiefel kam's wahrhaftig nicht so an. Die Campeños sind an die abenteuerlichsten Fußbelleidungen gewöhnt. Ich hatte übrigens da ein Paar große schwere Fuchstiefel, die mich dabei bare vierundzwanzig Kronen gekostet hatten. Die mußten sich, fein gewischt, überwältigend ausnehmen. Was sie auch taten.

So ausgerüstet, ritt ich am Karnevalsontag los nach der Estancia „Los tres Leones“ (Die drei Löwen), in der Tasche einen Brief meiner Wirtin an den Estanziero Don Manuel Carlos Aturbalde Gonzalez. Auf dem Wege überholten mich eine Menge Pampastuber, die gar grazil auf den im „Tranco“ trabenden, silbergeschmückten Säulen saßen. Sie musterten den Gringo im schwarzen Anzug und bunten Poncho sehr mißtrauisch, fanden es aber unter ihrer Würde, außer dem üblichen Gruß ein Wort an mich zu verlieren.

So kam ich, müde vom Mitt und der Spätsommerhitze des Februars und natürlich hungrig wie ein Wolf noch vor Mittag auf der Estancia an, auf der ein Ballfest für die umliegenden Güter gefeiert werden sollte. Vor der Pionklüche (Küchehaus) hielt ich, sprang so elegant als möglich aus dem Sattel, zog meine Brieftasche und entnahm ihr mit großartiger Geste den Brief und meine Karte. Meine Karte! Hatte nämlich beim Ingenieur welche fabriziert. Feiner Zeichenkarton, erstklassige Tische; und erst die Schönheitskreisel! Also, so sahen sie aus:

Leo Kolisch  
Weltreisender  
D. gl.

Dös glaubst! Einen Peon hat ich, meine Karte im Herrenhaus abzugeben und gleich darauf stand ich in einem Wirbel reichgekleideter Kreolen, anmutiger Mädchengestalten und wohlbeleibter Frauen. Und mußte die ganze getragene Feierlichkeit eines argentinischen Gastempfanges mitmachen. Den Don Manuel Carlos (ich bin ja schon still) befriedigte der Brief seiner Base (alle Kreolen sind irgendwie untereinander verwandt) augenscheinlich sehr. Das war kein Wunder, denn meine kleine Wirtin mußte ja nicht, auf weiche bescheidener Sprosse der sozialen Stufenleiter heutzutage ein braver Eisendreher zu stehen kommt. Dagegen sah sie mich öfter mit dem Herrn Ingenieur promenieren, wußte, daß ich mit ihm kniepte; also mußte ich schon Wer sein.

Der gute Eindruck war da. Zumal ich mich sorgfältig mit der Pflege meines Gesichts und der Hände befaßt hatte, ehe ich fortging. Während des Essens bemerkte ich, wie die Gesellschaft meine Tischmanieren kontrollierte. Da war aber nichts zu tadeln; denn richtig essen hatte ich gelernt. Höchstens, daß viele sich wunderten, wenn ich das Messer so ausschließlich zum Schneiden verwendete und daß ich nicht wie sie Wein und Suppe, Kaffee und Kompotte durcheinander verfränsel. Auch meine Haltung war anscheinend genügend gravitätisch, am meisten aber hatte ihnen wohl die Karte imponiert mit dem deutschen Titel und den geheimnisvollen Buchstaben unter ihm. Als einziger Europäer bekam ich den Ehrenplatz zwischen der Hausfrau und der ältesten Tochter, einer jungen, zwanzigjährigen Frau. Witwe, wie ich später erfuhr. Die Mutter Donna Ana Teresa war schon in jenen Jahren, in denen die Distinguidodamen ausschließlich der Kirche zu leben anfangen. So drehte sich das Gespräch um Kirchen, Klöster und Geistliche. Ich erzählte ihr, in meiner katholischen Heimat sei eine Kirche, deren Turm höher sei als der Eiffelturm. Die Weichstühle seien dort alle so groß wie kleine Zimmer und mit Warmluftheizung versehen. Das billigte die Gute zwar nicht; denn die Frömmigkeit sei doch nicht zum Vergnügen auf der Welt. Aber verschiedene andere Damen erklärten diese Einrichtung für sehr praktisch. Rozita, die Tochter, flüsterte mir zu, sie ginge überhaupt nicht gern beichten; die Sympathie war da! Ein anwesender Kaplan besobte mich sehr, weil ich aus Oesterreich sei. Das ist ein schönes, braves Land, ein gut katholisches Land. Die Behörden sind dem Papste untertan und die geistlichen Herren sind die wichtigsten Berater der Krone. Ich konnte das mit gutem Gewissen bestätigen; sonst aber, sagte ich höflich, lasse ich in Oesterreich ganz gut leben. Der Witz fiel zu meinem Glück glatt unter den Tisch.

Aber was, Pfaffen und ältere Damen! Ich wollte doch meine Wette auf die angenehmste Weise gewinnen. Da war meine Nach-

barin zur Linken, die Tochter. O Rozita, den Karneval vergeh ich dir nie! — Die Unterhaltung mit der blutigen Frau war ganz eigenartig. Der Mund redete lange noch von Klosterleben und kirchlichen Festen, und die Augen behandelten schon viel weltlichere Themen. Raum eine Stunde waren wir bekannt, da fragte sie mich schon, ob ich unverheiratet sei. Ich konnte das ruhig behaupten und es schien mir, als ob die junge Frau sehr befriedigt sei von meiner Antwort. Ob ich denn nie ans Heiraten gedacht hatte? — Nein, ich bin ja noch so jung. Und dann wissen Sie, ein Weltreisender. . . Sie schüttelte den prachtvollen Kopf und meinte, man könne doch auch mit einer Frau reisen. Ich erklärte ihr, daß nur wenige Frauen zum Reisen Talent haben und daß die Reise zu Zweien das vierfache Geld koste. Und Geld sei rar. Das leuchtete ihr wieder nicht ein. Geld gäbe es genug auf der Welt. Und reisen müsse herrlich sein! Sie gina aufs ganze, die schöne Rozita!

Doch jetzt, welche Ehre! Der Hausherr widmete mir einen Trinkspruch. Er sprach von dem lieben jungen Gaste, dem bekannten Weltreisenden d. gl. Leon Kol . . . — den Namen brachte er nicht heraus — und trank auf mein Wohl, auf eine gedeihliche Freundschaft zwischen dem großen Oesterreich und Argentinien (damals war die dumme Hebe gegen das argentinische Gefrierfleisch noch nicht aktuell) und schloß mit den denkwürdigen Worten: Der große Kaiser unseres Gastes, Kaiser Franz Wilhelm von Oesterreich, er lebe hoch — viva — viva — viva! Und wahrhaftig, ich machte das Kaiserhoch mit. Erstens hatte es eigentlich mir gegolten und dann den Monarchen, den des Hausherrn Politik da ersand, konnte ich schon hoch leben lassen. Mein Dank war wohl etwas eigenartig, geistel aber trotzdem sehr, da er sehr gefühvoll heraustram. Weil nämlich die Rozita neben mir sah und ihre bräunlichen kleinen Finger dicht an meine Hand geschoben hatte.

Das Ballfest fand mich, wenn ein europäischer Tanz kam, als fleißigen Mann. Die argentinischen Tänze aber überließ ich wohlweislich den Kreolen. Von diesen Künsten hatte ich doch noch zu spärlische Kenntnisse. Die Kreolen wieder empfanden meine Zurückhaltung als internationale Höflichkeit und waren sehr zufrieden mit mir. Und auch der Umstand, daß die Rozita einigemal die „Chilena“ und den „Rondango“ im Stich ließ, um bei mir sitzen zu bleiben, konnte das Wohlwollen gegen mich nicht mindern. Angesichts all dieser Liebenswürdigkeit fielen mir die Wette und besonders die zwei Buchstaben auf meiner Karte schwer auf die Seele. D. gl.!

Aber dann dachte ich daran, daß doch heute Karneval sei. Und drückte der schönen Rozita das weiche Händchen. Sie aber senkte mich und drückte wieder. . . An die Stunden bis zum Abend erinnere ich mich nur verworren. Ich weiß nur, daß ich weiter schwatze, tanze, verliebte Reden führte, zärtliche Händedrücke tauschte, roten Mendocinerwein trank und an einem prachtvollen Speichbraten teilnahm. Und dann war ich plötzlich in der Tiefe des Gartens, um mich braunten herrliche Blumen, ich atmete köstliche Düfte und ich hielt Rozita in den Armen. . . Argendwo in der Ferne rief jemand; sie machte sich los: „Nicht jetzt!“

Nicht jetzt! Welch ein veräuschendes Versprechen lag in dieser Abwehr. „Ich schreibe auf, was weiter.“ Und fort war sie.

Ich aber brachste lange, um mich abzukühlen. Dann kam der Abschied. Ich dankte herzlich für den schönen Tag, der mir, dem landfremden Wanderer, wie vom Himmel gefallen beschert worden war. Die Gattin des Estanzieros war beinahe gerührt und forderte mich bestimmt auf, recht bald wieder zu kommen; meinen Handkuf erwiderte sie durch einen mütterlichen mitten auf den Mund. (D. gl. dachte ich mir.) Als ich nach all den zeremoniösen Floskeln endlich, ein wenig verwirrt, im Sattel saß, trat Rozita nochmals an mich heran. Und während ich ihre Hand ein letztes Mal küßte, süßte ich, wie sie mir etwas in den Stiefelsack schob. Rozita! —

Als die Eukalyptusbäume der Estancia hinter der nächsten Talsetzung verjunkten waren, griff ich nach dem Brief; er enthielt nur zwei Sätze: „Bei dem zweiten Fenz reite links ab bis zu dem großen Windmotor. Dort warte!“

Durch die mondbelegante Pampa, durch verstruppertes Buschwerk ritt ich wie im Traum. Ein Gürteltier lief über den Weg, kleine Rager huschten raschelnd in ihre Höhlen, ein Käuzchen flog zankend auf, ein Krupp weidender Pferde flog vor dem eiligen Reiter in die unermessliche Pampa. Ich aber sah nur das schlankte Eisengerüst mit den schmalen Flügel dort in der Ferne. Und dann stand mein Pferd vor dem großen Tümpel, dem die Windmühle unermüdlich Wasser heraufholte. Lange wartete ich. Weit weg hörte ich einen Wagen knarren. Er scheint sich zu nähern, dann aber hörte das Nähergeräusch auf. Dort wo es zuletzt ertönt war, sah ich jetzt einige Lichter aufblinzen. Da war wohl irgend ein Haus. Und ich wartete weiter. Bis aus derselben Richtung Puffschläge erklangen. Diesmal kamen sie aber auf mich zu, in gerader Linie auf mich!

Rozita! . . . Und dann sah ich wieder im Sattel; ein kurzer Mitt und wir gingen behutsam durch den Garten über den Hof, durch die marmorenpflasterte Vorhalle in das Haus Rozitas. Ein Karnevalsdier sollte es sein. Aber daran dachte ich nun nicht mehr. Ich hatte das Gefühl, als ob ich in einem prächtigen Dome stünde und beten würde. Das junge Weib neben mir, was hatte denn die nun für Augen? Die großen schwarzen Sterne blickten auf einmal so unendlich rein und ernst, und um den süßen Mund lag ein weiches, zartes Lächeln. Und ich sank vor ihr in die Knie, und wahrhaftig, ich betete.

Der Landmann Ingenieur machte große Augen, als ich, der verloren Geklaubte, drei Tage später, am Aschermittwoch ange-

ritten kam und mich zur Arbeit meldete; und gar erst, als ich ihm mein Abenteuer erzählte, so weit es meine Zunge wollte. — Die Witte hatte ich gewonnen, aber mir lag nicht mehr viel an dem Gewinn. Die Gegner wollten es auch nicht recht glauben; als ich ihnen aber nach zwei Tagen einen Brief des Don Manuel Gonzalez zeigte, in dem er mir sehr für das Vergnügen meines Besuches dankte und mich bringend für einige Wochen einladend nach „tres Leonos“ gaben sie doch klein bei. Also, ein Weltreisender kann immer Geld brauchen, d. gl.! Darum bereiteten mir die vierzig Pesos nicht viel Verlegenheit. Mehr Kopferbrechen machte mir schon die Sache mit Rozita; Was nun?

Ich könnte da ja Verschiedenes erzählen. Entweder, Rozita hätte mir einen Brief gelandt mit dem lakonischen Bescheid, alles müsse ein kurzer schöner Traum bleiben. Oder, mein Landsmann hätte mir geraten, ich solle möglichst bald verschwinden, eiferfüchtige Gaucho's seien hinter mir her. Aber ich bleibe hübsch bei der Wahrheit. Eine Woche später war ich Verwalter auf der kleinen Estancia Rozitas. Dort blieb ich und wir hatten glückliche Zeiten, das könnt ihr mir schon glauben. Wenn ich trotzdem in jenen doch sehr verlockenden Hasen der Ehe nicht gelandet bin, so hatte das seinen Grund darin, daß die schöne Rozita plötzlich einen alten Herrn, Parteigänger ihres Vaters, heiraten mußte. Dieser nämlich wollte durchaus Gouvernador von San Luis werden. Ich glaube, auch ihre erste Heirat hatte einen solchen politischen Hintergrund. Jetzt noch, so wie Rozita es verlangte, bei ihr zu bleiben, wäre unvorsichtig gewesen. Denn das ist doch klar: Je älter der Ehemann, desto eiferfüchtiger! So kam es doch noch zu dem Brief mit dem schönen Traum, der nun aufhören mußte. Nur daß ich den Brief schrieb, nachdem ich schmerzlich Urlaub genommen hatte. Ich ging dann nach Chile. Ein Jahr später, wir schrieben uns noch manchmal, bekam ich ein Bild: Rozita, schöner als je, mit einem Kind auf dem Arm. Das war mein Andenken an unseren Karneval. O Rozita!

Wah! Und so wird wohl ein Sohn von mir dereinst Präsident der argentinischen Republik werden. Und, da ich einer langlebigen Familie angehöre, werde ich das sicher noch erleben. Dann fahre ich hinüber zu ihm und zur Rozita, deren alter Herr doch dann schon längst tot ist und etabliere mich als Minister für äußere, innere und überhaupt sämtliche Angelegenheiten. D. gl.!

## Frauenbildung in Japan.

Auch nach Japan, wo die Frau so lange in der traditionellen buddhistischen Unterdrückung nur als Spielzeug und Dienerin des Mannes gelebt hat, bringen allmählich die modernen Ideen, die für die Frau eine größere Freiheit und als Vorbedingung dazu eine erweiterte geistige Ausbildung verlangen. Wir entnehmen einem sehr lehrreichen Artikel Leopold Katschers in der Zeitschrift für Sozialwissenschaften folgende Einzelheiten über die Entwicklung der Frauen- und Mädchenbildung im Lande der Kirisblüte. Die mit dem Regierungsantritt des vorigen Mikado (1868) einsetzende sogenannte Aufklärungsperiode bedeutet zugleich auch den Beginn der neuen Ära in bezug auf die Erziehung und Ausbildung der japanischen Mädchen. 3000 Japanerinnen wurden damals von der Regierung zu Studienzwecken nach Amerika geschickt. Doch war man im allgemeinen nur darauf bedacht, die Frauen besser für ihren Beruf als Gattinnen und Mütter vorzubilden. Erst die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1890, die den Frauen neue ungeahnte Rechte gab, brachte in dieser Beziehung eine gewisse Wandlung. Es wurden dadurch den Frauen eine Anzahl Berufe erschlossen, die naturgemäß auch eine bessere Vorbildung verlangten.

Während es bis zum Jahre 1895 nur private höhere Mädchenschulen gab, existieren seit jener Zeit auch öffentliche derartige Anstalten. In diese Schulen, die einen 4-5-jährigen Lehrplan haben, treten die jungen Mädchen nach Absolvierung der Volksschule. Die Unterrichtsfächer sind Japanisch, Englisch, Geographie, Algebra, Naturwissenschaften, Nähen, Haushaltung, Schönschreiben, Zeichnen, Musik, Turnen und auf besonderen Wunsch Erziehungslehre, Handfertigkeit und chinesische Klassiker. Wöchentlich werden 28 bis 30 Stunden erteilt. Ein kaiserlicher Erlass vom Jahre 1899 ordnet an, daß in jeder Präfektur mindestens eine solche Schule vorhanden sein muß. Im Jahre 1909 gab es 159 öffentliche höhere Mädchenschulen mit 46 582 Schülerinnen und 100 private mit 18 000 Schülerinnen.

Ferner gibt es weibliche „Normalschulen“, deren Lehrplan etwa dem unserer Realgymnasien entspricht, und die in zwei Kurse zerfallen. Der erste Kursus ist vierjährig; die Mädchen müssen mindestens 15 Jahre alt sein und eine fünfjährige höhere Elementarschule mit Erfolg absolviert haben.

Der zweite Kursus ist zweijährig und nimmt nur Schülerinnen auf, die das 16. Lebensjahr vollendet haben. Außer den oben genannten Fächern der höheren Mädchenschulen wird hier noch Ethik, Pädagogik, Physik, Chemie und Gymnastik gelehrt. Der zweite Kursus enthält keine Haushaltungslehre und Schönschrift. Die diese Kurse besuchenden Mädchen tragen auch eine von der in Japan üblichen Frauentracht abweichende Kleidung, die ihnen eine größere Bewegungsfreiheit gibt. Zur Ausbildung von Lehrerinnen sind einige Lehrerinnenfeminare errichtet worden. Ferner geht die Regierung jetzt dazu über, für die weiblichen Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamten, die man seit Anfang des Jahrhunderts zum öffentlichen Dienst zugelassen hat, Ausbildungsinstitute zu schaffen, nachdem diese Ausbildung bisher nur von privater Seite befohlen wurde.

Seit dem Jahre 1901 hat Japan auch eine Frauenuniversität. Ihr Schöpfer ist der bekannte Schulmann Neruse. Freilich ist diese „Universität“ nicht unseren europäischen Universitäten zur Seite zu stellen. Eher könnte man sie noch mit einem „College“ vergleichen. Sie umfaßt vier Wissenszweige: Erziehungskunde, englische Literatur, allgemeine Literatur und Haushaltungskunde. In Verbindung mit der Universität steht eine sechsclassige Mittelschule nach Art der englischen Gymnasien, sowie ein Internat, in dem alle Schülerinnen, mit Ausnahme der in Tokio bei ihren Eltern wohnenden, leben müssen und zur Erlernung der Hausarbeit angehalten werden. Es wird hier vor allem Wert auf die Ausbildung sozialer Tugenden: Freundschaftsgefühl, Verantwortlichkeitsbewußtsein, Unabhängigkeit und Selbstvertrauen gelegt.

Erwähnung verdienen schließlich noch die 300 Fachschulen mit zusammen 10 000 Schülerinnen, die die gewerbliche und sonstige Berufsausbildung der Frauen zum Zwecke haben und in denen Koch-, Handarbeits-, Seidenbau-, Weberei- und Färbereunterricht erteilt wird. Auch eine medizinische Fakultät mit 300 Studentinnen und eine Musikschule für Frauen gibt es. Wenn im allgemeinen auch heute noch die Ausbildung der Frauen in Japan in erster Linie unter dem Gesichtspunkt ihrer „natürlichen“ Bestimmung als Gattin und Mutter erfolgt, so ist doch nicht zu verkennen, daß durch all die hier genannten Institutionen, die in ihrer Mehrheit freilich nur den Töchtern der besser situierten Kreise zugänglich sind, die Frauen auf ein höheres geistiges und moralisches Niveau gehoben werden. Im übrigen wird auch in Japan die wirtschaftliche Entwicklung das Ihrige zur Selbständigmachung der Frau und zu ihrer Lösung aus den alten Knechtlichkeitsfesseln tun.

## Gausdiebstahl.

Von Anatole France.

Vor ungefähr zehn Jahren, vielleicht ist es etwas länger, viel leicht etwas weniger lang her, besuchte ich ein Frauengefängnis. Es war in einem alten Schlosse, das unter Heinrich IV. erbaut worden war und dessen hohe Schieferdächer eine kleine südliche Stadt beherrschten, die an einem Flußufer lag. Der Direktor jenes Gefängnisses näherte sich dem Alter, in dem man an seinen Rücktritt denkt; er trug eine schwarze Perücke und einen weißen Bart. Es war ein ungewöhnlicher Direktor. Er dachte selbständig und hatte menschliche Empfindungen. Er machte sich keine Illusionen über die seelische Beschaffenheit seiner dreihundert Schützlinge, aber er schätzte sie nicht erheblich geringer ein als die Moralität von dreihundert Frauen, die man etwa auf gut Glück in einer Stadt dingfest gemacht hätte.

„Es gibt hier ebenso wie anderwärts Menschen aller Art,“ schien er mir mit seinem sanften und müden Blick zu sagen. „Ich lege die Vorschriften aus,“ sagte er zu mir, „ehe ich sie anwende, und ich erkläre sie den Gefangenen selbst. Die Vorschriften bestehen zum Beispiel unbedingtes Schweigen. Wenn aber alle diese Frauen unbedingtes Schweigen wählten, würden sie schwach-sinnig oder verrückt werden. Ich denke und ich muß denken, daß dies nicht der Wille der Vorschrift ist. Ich sage zu ihnen: „Die Vorschrift besteht auch unbedingtes Schweigen. Was bedeutet dies? Das bedeutet, daß die Aufseher euch nicht hören dürfen. Wenn man euch hört, werdet ihr bestraft; wenn man euch nicht hört, kann man euch keinen Vorwurf machen. Ich laun von euch über eure Gedanken keine Rechenschaft fordern. Wenn eure Worte nicht mehr Lärm machen als eure Gedanken, kann ich über eure Worte keine Rechenschaft fordern! Sind die Sträflinge nun auf diese Art unterrichtet, dann lernen sie zu sprechen, gleichsam ohne einen Ton laut werden zu lassen. Sie werden nicht verrückt und die Vorschrift ist befolgt.“

Ich fragte ihn, ob seine Vorgesetzten diese Auslegung der Vorschriften billigen würden.

Er antwortete mir, daß ihm die Inspektoren oftmals Vorwürfe gemacht hätten: dann habe er sie zu dem äußersten Tore geführt und zu ihnen gesagt: „Sie sehen dieses Gitter; es ist aus Holz. Wären hier Männer eingesperrt, dann wäre im Verlauf von acht Tagen nicht einer mehr hier. Die Frauen kommen nicht einmal auf den Gedanken, zu entfliehen. Die Muthigkeit aber erfordert, sie nicht außer Rand und Band zu bringen. Das Gefängniswesen ist ihrer körperlichen und moralischen Gesundheit ohnehin nicht allzu vorteilhaft. Ich übernehme die Verantwortung nicht, sie ferner festzuhalten, wenn Sie sie auch noch der Marterqual des Schweigens unterwerfen.“

Später besuchten wir den Schlafsaal und die Krankenäle. Das waren große weißgetünchte Räume, die von ihrem alten Glanze nur eines bewahrt hatten: die prunkvollen Kamine aus grauem und schwarzem Marmor, die von mächtigen Skulpturen gekrönt waren. Eine Justitia, die ungefähr um Sechshundert von einem flämischen Bildhauer italienischer Schule geschaffen worden sein mochte, stand mit bloßen Schultern und vorgestrecktem Beine da und hielt mit ihrem feisten Arm die schwanfenden Schalen ihrer Waage, die wie Schellen aneinander schlugen. Die Göttliche wies mit der Spitze ihres Schwertes auf eine kleine Kranke, die auf ihrer Matrage in einem Eisenbett so unbeträchtlich dalag, als wäre sie ein zusammengefaltetes Tuch. Man hätte sie für ein Kind halten können.

„Nun, geht es besser?“ fragte der Doktor Cabane.

„O viel, viel besser, Herr Doktor!“

Und sie lächelte.

„Also seien Sie nur recht vernünftig. Sie werden wieder gesund werden.“

Sie sah den Doktor mit großen Augen an, die vor Freude und Hoffnung strahlten.

„Die Kleine war nämlich sehr krank“, sagte der Doktor Cabane. Und wir gingen weiter.

„Welches Vergehen brachte Sie hierher?“

„Kein Vergehen, ein Verbrechen.“

„Ah!“

„Kindesmord.“

Wir durchschritten einen langen Gang und gelangten in einen kleinen, recht freundlichen Raum, in dem viele Bücherschänke standen und dessen unvergitterte Fenster einen freien Ausblick gewährten. Eine junge, wirklich hübsche Frau saß am Schreibtisch und schrieb. Neben ihr stand eine andere Frau von sehr gutem Aussehen und suchte einen Schlüssel aus dem Bunde, den sie am Gürtel trug. Ich hätte ohneweiters gemeint, dies seien die Töchter des Direktors. Aber er teilte mir mit, daß es zwei Häftlinge seien.

„Bemerkten Sie nicht, daß beide Sträflingstracht tragen?“

Wir war es nicht aufgefallen; zweifellos weil sie ihre Kleider anders als die anderen trugen.

„Die Gewänder dieser beiden Gefangenen sind besser gemacht, ihre Hüden sind kleiner und lassen die Haare sehen.“

„Es ist recht schwer“, erwiderte mir der greise Direktor, „eine Frau zu hindern, ihre Haare zu zeigen, wenn sie schön sind. Die beiden sind der gütigen Hausordnung unterworfen und zur Arbeit angehalten.“

„Was tun sie?“

„Die eine ist Archivarin, die andere Bibliothekarin.“

Diese beiden hatte Leidenschaft in den Kerker geführt. Der Direktor verhehlte nicht, daß ihm ihr Schicksal näher ging als das der anderen.

„Ich kenne manche unter ihnen“, sagte er, „die ihrem Verbrechen fremd gegenübersehen. Es war ein Bliz in ihrem Leben. Sie sind fähig, Geduld, Mut und Großherzigkeit zu erweisen. Von meinen Diebinnen könnte ich nicht daselbe behaupten. Ihre Vergehen, die immer unbedeutend und gewöhnlich bleiben, bilden den Grundstoff ihres Daseins. Sie sind unverbesserlich. Und diese Niedrigkeit, die sie sträfliche Taten vollführen läßt, findet sich in jeder Einzelheit ihrer Lebensführung wieder. Die Strafe, die sie erleidet, ist verhältnismäßig leicht und da sie körperlich und seelisch wenig empfindlich sind, ertragen sie sie in den meisten Fällen mit Leichtigkeit. Das will nichts sagen“, fügte er lebhaft hinzu, „daß alle diese Unglücklichen des Mitleids unwürdig wären und nicht verdienen, daß man sich für sie interessierte. Je länger ich lebe, desto klarer sehe ich, daß es keine Schuldigen und daß es nur Unglückliche gibt.“

Er führte mich in sein Zimmer und gab einem Aufseher den Auftrag, den Häftling Nummer 503 vorzuführen.

„Ich werde Ihnen“, sprach er zu mir, „ein Schauspiel bieten, das ich — bitte, glauben Sie mir — nicht vorbereitet habe, das Sie aber auf neue Gedanken über Vergehen und Strafe führen wird. Was Sie nun sehen und hören werden, das habe ich in meinem Leben hundertmal gesehen und gehört.“

Von einer Aufseherin begleitet, trat eine Gefangene ein. Es war ein ganz hübsches Bauerntöchterchen mit einem einfachen, sanften, etwas einfältigen Gesicht.

„Ich habe eine freundige Nachricht für Sie“, sagte der Direktor zu der Gefangenen. „Der Herr Präsident der Republik, der von Ihrer guten Aufführung hier in Kenntnis gesetzt wurde, erläßt Ihnen den Rest Ihrer Strafe. Sie werden Samstag das Gefängnis verlassen.“

Die Hände über dem Haupte verschränkend, hörte sie mit halb offenem Munde zu. Aber die Gedanken fanden in ihrem Kopfe nicht schnell Eingang.

„Sie werden nächsten Samstag dieses Haus verlassen. Sie werden frei sein.“

Diesmal begriff sie, ihre Hände haben sich mit einer Gebärde der Verzweiflung und ihre Lippen zitterten:

„Muß ich wirklich fort? Was soll ich denn dann tun? Hier habe ich zu essen bekommen und Kleider und alles. Können Sie es dem guten Herrn nicht sagen, daß es besser ist, wenn ich bleibe, wo ich bin?“

Der Direktor erklärte ihr mit sanfter Festigkeit, daß sie die ihr erwiesene Gnade nicht zurückweisen könne; dann teilte er ihr mit, daß sie bei ihrem Austritt eine gewisse Summe, zehn oder zwölf Franken, erhalten werde.

Weinend ging sie hinaus.

Ich fragte, was sie verbrochen habe.

Er blätterte in einem Register.

„503. Sie war Moab bei einem Tierzüchter ... Sie hat ihren Dienstherrn einen Unterrod gestohlen ... Hausdiebstahl ... Sie wissen wohl, den Hausdiebstahl straft das Gesetz streng.“

## Aus Welt und Leben.

Im Leben der Japaner spielen die Zahl sieben und ihre Multiplikationen eine große Rolle. 21 Tage nach der Geburt (3×7 Tage) geht die Mutter mit dem Säugling in einen nahegelegenen Tempel. Bei dieser Gelegenheit, die nicht religiöse Zeremonien nach sich zieht, erhält das Kind papierne Hunde, mit denen es später spielt. In Japan feiert man die Geburtstage nur in der Kindheit, berechnet das Alter aber nach Jahrgängen, so daß ein am 29. Dezember geborenes Kind am 1. Januar schon 2 Jahre zählt. Bei den vielen Feiertagen der östlichen Kulturwelt nimmt es nicht wunder, daß auch den Kindern zwei Festtage im Jahre reserviert sind. Im 7. Lebensjahre werden die Kinder, die bis dahin zusammenlebten, getrennt und in die Schulen geschickt. In den Volksschulen bleibt man bis zum 14. Jahre. Der Unterrichtsplan einer dieser Anabenschulen in den großen Städten entspricht so ziemlich dem europäischen. Die Mädchen lernen mehr praktische Fächer, daneben aber auch die Blumenbindekunst, die in Japan jedes Mädchen beherrschen muß, wenn sie heiraten will. Es gibt jetzt aber auch Lyzeen, welche die Mädchen mit gelehrten Studien bis in das 20. Jahr beschäftigen. Diese jungen Damen heiraten aber verhältnismäßig selten. In den Gymnasien für Knaben wird Englisch, Deutsch und Lateinisch gelehrt. An die Stelle des Turnunterrichts treten Jiujutsu, die waffenlose Selbstverteidigung, und Kenjutsu, die Fechtkunst. Irigendwelchen Religionsunterricht kennt man nicht. Zweimal in der Woche werden die Kinder mit der japanischen Ethik bekannt gemacht, deren Hauptpunkte Vaterlandsliebe, Humanität, Elternliebe und Gerechtigkeit sind. Geheiratet wird in Japan meist um das 24. Jahr. Da auf 100 Frauen 102 Männer kommen, so sind „Junggefellinnen“ in Japan nur ganz vereinzelt zu finden. Jeder Japaner badet wenigstens einmal am Tage! — Tokio hat 13 Theater, aber 300 Kioskope. —

## Gesundheitspflege.

Bleivergiftung durch die Wasserleitung. Im „Frankfurter ärztlichen Verein“ hielt kürzlich Prof. Schwentenbecher einen Vortrag über Bleivergiftung durch die Wasserleitung. Im städtischen Krankenhaus zu Frankfurt a. M. wurde Ende April 1913 eine Frau aus einem Launsdorf aufgenommen, die an heftigen Leibschmerzen, Erbrechen und Verstopfung litt. Die Beschwerden bestanden schon seit dem Jahr 1912. Seit Beginn des Jahres war eine zunehmende Lähmung beider Arme bemerkbar. Die Untersuchung stellte eine chronische Bleivergiftung sicher. Die Frau hatte etwas Schwächegefühl in den Muskeln, Meisamm, sonst aber keine Beschwerden. Die Patientin wohnte auf einem vom Dorf etwas abgelegenen Gehöft und gab an, daß auf diesem noch einige Personen ähnlich erkrankt seien. Man mußte daher mit großer Wahrscheinlichkeit die Wasserleitung als Ursache annehmen. Die Ortsbesichtigung und die Prüfung des Wassers in Gemeinschaft mit dem hygienischen Institut bestätigte die Ansicht. Das Gehöft war durch ein sehr langes Bleirohr mit der Wasserleitung verbunden. Die Untersuchung der Bewohner ergab, daß sie mit nur wenig Ausnahme in stärkerem oder geringerem Maße bleikrank waren. Im Dorfe selbst wurden die Zinsassen von zwei Häusern untersucht und bei zwanzig Personen zwölf mit sicheren Symptomen von chronischer Bleivergiftung gefunden, sechs waren verdächtig, acht ohne Vergiftungserscheinungen. In der Schwere der Erkrankungen zeigen sich oft große Differenzen, die meist durch den größeren oder geringeren Genuß von Wasser bedingt sind, oder auch je nachdem das genossene Wasser längere oder kürzere Zeit im Rohre gestanden hatte. Am gefährlichsten erwies sich auch das Wasser, das zuerst morgens dem Hahn entnommen wurde, nachdem es die Nacht über im Rohre gestanden hatte. Die Kinder blieben mehr verschont als die Erwachsenen, da sie weniger Wasser zu sich nahmen.